

## Eine Laudatio für Tove Soiland anlässlich der Verleihung des Ida Somazzi-Preises

28. Mai 2016

Die Laudatio ist eine Form der Rede, die mir bisher vor allem von den Oscarverleihungen oder Veranstaltungen wie den Swiss Music Awards bekannt war. Dort gewinnt ein junges Talent eine Auszeichnung und wird dabei von einer Koryphäe auf dem jeweiligen Gebiet gewürdigt. Ist das gepriesene Talent schon älter und erhält beispielsweise einen Preis für sein Lebenswerk, wird für die Laudatio meistens auf einen renommierten Mann aus Politik oder Wirtschaft zurückgegriffen. Nun, wir befinden uns heute ja aber nicht an einem dieser «Brot und Spiele»-Anlässe der Postmoderne, sondern an der Verleihung des Ida Somazzi-Preises 2016. Und der geht dieses Jahr an Tove Soiland, lacano-marxistische Feministin, Historikerin und Philosophin.

Die Tatsache, dass Tove Soiland eine *junge* Frau als Laudatorin vorgeschlagen hat, zeigt, dass wir hier und heute diese Sache mit der Laudatio umkehren. Oder besser: Dass wir sie richtig stellen. Denn als Historikerin weiss Tove Soiland natürlich nur allzu gut, dass die Geschichte *vornwärts* geht (also von hinten nach vorne, von der Gegenwart in die Zukunft, von den Alten zu den Jungen). Wer also wäre besser geeignet, das Schaffen von Tove Soiland zu würdigen, als jene, die davon beeinflusst wurden?

Als Feministin weiss Tove Soiland aber auch um die Bedeutung der Emanzipation, der Ablösung der jungen Generation von derjenigen der Eltern – für uns Frauen besonders die Emanzipation von unseren Müttern. Dass diese Emanzipation kein Bruch bedeuten muss sondern ein «zusammen mit den Müttern über die Mütter hinausgehen», das habe ich von Tove Soiland gelernt. Und das kam so.

Ich bin Tove Soiland zum ersten Mal 2013 an den Linken Hochschultagen, einem Forum von Studierenden zu kritischen Inhalten und politischen Kämpfen, begegnet. Der Titel ihres Vortrags lautete: *Eine feministische Kritik der politischen Ökonomie – oder warum es sich für eine Feministin immer noch lohnt, Marx zu lesen*. Ich erinnere mich noch genau an die Diskussion *nach* dem Vortrag. Entgegen meiner Vorfreude auf eine feministische Debatte entspann sich nämlich eine mühsame Diskussion um Soilands Marx-Exegese, dass sie zu wenig orthodox sei an dieser und jener Stelle, das müsse man(n) aber anders verstehen, etc. Also meldete ich mich etwas genervt zu Wort und sagte so etwas wie: «Ich finde es unsäglich, dass wir hier schon wieder über Marx diskutieren. Ich fände es viel spannender, darüber zu reden, was denn nun *feministisch* ist an der ganzen Sache, ja, was denn *Feminismus* eigentlich überhaupt ist. Das würd mich viel mehr interessieren!» Schweigen im Raum. Auch Tove Soilands unterstützende Ausführungen auf mein Votum änderte nichts daran, dass eine feministische Debatte im Rahmen einer solchen angeblich kritischen Veranstaltung nicht möglich war. Ich hatte das erste Mal erlebt, was es bedeutet, dass die Frauenfrage der ewige *Nebengewissensspruch* der kritischen Linken ist.

Mittlerweile habe ich verstanden, dass sich die Frauen insbesondere in linken Diskursen ständig neu Gehör verschaffen müssen. Tove Soiland gehört zu jenen Frauen, die dies immer noch mit grosser Beharrlichkeit tun. Ausgehend von psychoanalytischen und marxistischen Ansätzen denkt sie nach über ökonomische Verhältnisse, über Reproduktions- und Sorgearbeit

und über neoliberale Geschlechterkonzeptionen. Diese Soilandsche Theorie, die sie selbst als «lacano-marxistisch» bezeichnet, habe ich ein Jahr nach den Linken Hochschultagen besser kennengelernt.

2014 organisierte ich zusammen mit meiner Freundin Léa Burger eine Lesegruppe zu feministischer Ökonomiekritik und der Subjektfrage im Feminismus. Dieses Lektüreseminar, an dem Frauen in unserem Alter teilnahmen, endete mit einem ganztägigen Workshop mit Tove Soiland. Aus diesem Workshop sind mir drei Aspekte geblieben: Das sogenannte *affidamento*, unser Problem mit dem «Frauen-Wir» und Toves Kritik an der *queer theory*. Nun aber der Reihe nach.

*Affidamento*. Dieses Wort war mein allererster Kontakt mit dem italienischen Differenzfeminismus. Dieser Feminismus ist kein akademischer; ist kein Denken, das sich historisch je durchgesetzt hätte und in den Einführungsbüchern zu feministischer Theorie eingehend besprochen würde. So war es Tove Soiland, die uns während dem Workshop darauf hinwies, dass ein Lesekreis ausschliesslich für Frauen darum so wichtig ist, weil er Vertrauen – das «Sich anvertrauen» – unter Frauen möglich macht. Mit dem *affidamento* gab Soiland dem, was wir während dieser Lesegruppe alle erlebt hatten, eine Bedeutung, einen Wert. Und sie eröffnete mir eine ganz neue Denkwelt, eine neue Sprache und ein neues Verständnis zum Zusammensein mit Frauen.

Neben diesem *affidamento* war das «Frauen-Wir» ein weiteres Thema des Workshops. Im Laufe des Nachmittags rief Tove Soiland nämlich plötzlich laut aus: «Jetzt habe ich verstanden! Ihr jungen Frauen dürft gar nicht mehr von «Frau» sprechen!» Natürlich sahen wir sie alle etwas verdattert an, ehe sie uns erklärte, wo der Hund (oder die Hündin) begraben liegt: Für sie damals sei das Frauen-Wir eine Befreiung gewesen. Es hätte bedeutet, dass nicht alle Schwierigkeiten, die sie als Frau erlebte, nur mit ihr allein zu tun hätten – sondern eben in ein grosses Ganzes eingebettet waren, das es mitzudenken gilt. Uns jungen Frauen aber erschiene dieses «Frauen-Wir» als Bedrohung, als Korsett, aus dem es auszubrechen gelte.

Heute kenne ich den Essentialismus-Vorwurf an uns Feministinnen zu Genüge. Ich weiss auch um die Kritik an der Neuen Frauenbewegung, die für sich in Anspruch genommen hatte, *alle* Frauen zu repräsentieren. Dank Tove Soiland habe ich darüber hinaus aber auch verstanden, dass die Selbstbehauptung als *Frau* für uns junge Frauen hier und heute etwas anderes, etwas neues ist, nämlich: ein wirklich politischer und emanzipatorischer Akt, mit dem wir eine feministische Öffentlichkeit schaffe. Es bedeutet, nicht einfach weiterhin zu sagen «Das Private ist politisch!», sondern dass wir darauf bestehen, dass auch das Öffentliche immer noch politisch ist. Warum ist das so wichtig?

Im Zuge neuer Geschlechterverhältnisse seit den 1970er-Jahren hat sich eine Verschiebung ereignet, die dazu geführt hat, dass nicht nur das Private politisch geworden ist, sondern plötzlich das Politische eine Privatangelegenheit. Mit der Absage an das 'Frauen-Wir' gab die Frauenbewegung den öffentlichen Ort auf, *ihre* Politik zu verhandeln. Fortan sollte jede wieder für sich selbst die Familien- und am besten auch gleich noch die Weltprobleme lösen – Zuhause und am Arbeitsplatz versteht sich. Die Öffentlichkeit der Frauenpolitik fand von nun an in den Häusern statt, wie Lisa Schmuckli in der aktuellen Jubiläumsausgabe der *RosaRot* schreibt. In den Büros der Gleichstellungskommissionen, in den Kinderzimmern und in den universitären

Unterrichtsräumen wurde die zuvor öffentliche Politik der Frauen auf eigentümliche Weise unsichtbar. So kommt es, dass wir jungen Frauen es heute wieder als Befreiung erleben, unser Erleben abzugleichen und zu merken, dass wir nicht alleine sind mit unserer Wut, unseren Sorgen und Ängsten, aber auch unserer Lust auf Neues.

Es ist dieselbe Erfahrung, die viele Frauen vor uns in den Selbsterfahrungsgruppen der 1970er-Jahre gemacht haben. Es mag vielen der heute älteren Frauen zwar seltsam anmuten, aber es ist eine Tatsache, dass wir junge Frauen uns wieder Räume schaffen müssen. Wir brauchen wieder eine Öffentlichkeit, um zu diskutieren, was *unsere Politik* ist. Das Internet hat in den vergangenen Jahren viel möglich gemacht, aber es ist nicht genug: Es hilft uns nicht, unsere Einsamkeit, unsere Zersiedelung aufzulösen. Dazu aber später mehr.

Zunächst noch zum dritten Aspekt, den ich aus dem Workshop mit Tove Soiland mitgenommen habe: Ihre Kritik an der Gender Theorie, die im deutschsprachigen Raum spezifisch als *queer theory* hegemonial geworden ist. Um diesen Aspekt verständlich zu machen, möchte ich nochmals vom 'Frauen-Wir' ausgehen beziehungsweise der Unmöglichkeit, heute von Frauen zu sprechen. Ich selbst verstehe das so: Die Behauptung, Frau zu sein, ist heute ein Akt des Widerstandes gegen die Ausdifferenzierung unseres Lebens in Ökonomie, Politik und Kultur. Das Problem dieser angeblichen Separierung der gesellschaftlichen Sphären in politische, kulturelle und ökonomische Dimensionen ist, dass uns jungen Frauen Geschlecht heute als kulturell geschaffene Zuschreibung erklärt wird. Damit erscheint Geschlecht weder durch politische noch wirtschaftliche Verhältnisse bestimmt. Die Geschlechterpolitik im Zuge der deutschsprachigen Adaption von *gender* beschränkt sich auf das, was kulturell ausgehandelt werden muss und kann damit in die Verantwortung jeder und jedes Einzelnen abgeschoben werden. Geschlecht erscheint uns so als eine Frage von Normen und Identität.

Dass an feministischer Theorie interessierten Frauen Geschlecht heute in diesem Sinne vermittelt wird, hat mit theoretischen Verschiebungen zu tun, die Tove Soiland in ihren Arbeiten als «problematischen *cultural turn* in der Geschlechterforschung» bezeichnet hat. Sie konstatiert, dass die intensive theoretische Beschäftigung mit den kulturellen Bedingungen von Geschlecht nicht von ungefähr kommt. Das Hegemonialwerden der Geschlechts*identität* paarte sich historisch mit der neoliberalen Umstrukturierungen unserer Gesellschaft. Diese Paarung bestand wie gesagt unter anderem darin, die politischen und ökonomischen Aspekte von Geschlecht zu vernachlässigen. Die feministische Kritik, welche zuvor die patriarchalen Verhältnisse und den herrschenden Androzentrismus betraf, verlagerte sich nun auf das binäre Geschlechtermodell und auf die Geschlechtsidentität.

Aus dieser Geschlechts- und Identitätskritik resultiert ein Zirkel aus Selbstbeschuldigungen: Wenn ich mich als Frau in dieser Welt nicht zurecht finde, so bin ich selbst schuld – es hat aber sicher nichts damit zu tun, dass ich eine *Frau* bin. Heute wird uns weiss gemacht, Geschlechterstereotypen spielten in der Berufs- und Studienwahl keine Rolle mehr, Frauen seien juristisch gleichgestellt und könnten alles erreichen, wenn sie nur hart genug arbeiteten – an sich selbst arbeiteten, versteht sich. Vor diesem Hintergrund erscheinen alle Forderungen, welche wir *als Frauen* stellen, obsolet. Die Position der Frau ist keine gesellschaftsrelevante mehr, kein Ort, von dem aus wir noch sprechen können. Wir haben uns von uns selbst entfremdet. Darum, um auf Tove Soilands Ausruf zurückzukommen, ist es für uns junge Frauen heute ein Tabu, «wir Frauen» zu sagen.

Wir Frauen sind heute konfrontiert mit einer doppelten Enttäuschung: Die Idee der Gleichstellung hat versagt, ebenso wenig gebracht haben zahlreiche Jahre der Selbstoptimierung, der Arbeit an der weiblichen Identität. Aus dieser doppelten Enttäuschung erwächst unsere Trauer, speist sich unsere Einsamkeit. Wir Frauen sind heute, um es mit Marlene Streeruwitz zu sagen, die «Findelkinder» unserer Generation. Darum aber kann es für uns heute nicht mehr um eine «ideologisierte Auftragstheorie des Subjekts» (ebenfalls Streeruwitz) gehen. Sondern: Wir müssen anfangen, wieder gemeinsam zu verhandeln, was wir täglich erleben. Dazu aber müssen wir lernen, unsere Vorstellung der Geschlechterverhältnisse wieder um politische und ökonomische Dimensionen zu erweitern. Wir müssen wieder lernen, strukturell zu denken. Raus aus der Individualisierung und der Einsamkeit rein in einen feministischen Dialog darüber, was uns betrifft. Wir brauchen wieder eine feministische Öffentlichkeit.

Dazu aber benötigen wir junge Frauen euch ältere, erfahrene Frauen. Ihr dürft euch gerne weiterhin mit euren Freundinnen und Mitstreiterinnen von damals treffen, aber ihr müsst uns junge Frauen auch stören. Ihr müsst uns erzählen, wie es früher war, damit wir verstehen können, was gleichgeblieben ist und was sich verändert hat. Die Konfrontation mit den jüngeren Frauengenerationen ist nicht einfach: Wenn ihr mit uns in Kontakt tretet, dann werdet ihr euch eure Enttäuschung eingestehen müssen. Ja, ihr habt in den 1970er und 1980er gelernt zu reden, zu debattieren, zu politisieren und eure eigenen Räume einzufordern. Heute stehen wir da und fragen uns: Wo ist das alles hin? Ist das alles wirklich weg? Wo ist der Faden gerissen? Wir haben entdeckt, dass es einen Bruch gibt.

Wir stehen *gemeinsam* da – die erfahrenen und die jungen Frauen – und konstatieren einen Riss. Dieses zur Sprache bringen, das *in die Welt bringen* des Bruchs, ist heilsam. Es ist das, was Streeruwitz als «Eroberung der Trauer» beschreibt. Und diese Eroberung ist unsere Politik! Die Eroberung der Trauer und der Enttäuschung bedeutet, dass wir uns unsere gemeinsame Betroffenheit bewusst machen. Damit aber konstatieren wir auch eine Gemeinsamkeit, eine *Beziehung*. So können wir beginnen, über Generationen hinweg Fäden zu spinnen. Der Bruch und die Enttäuschungen interessieren uns dann nur noch als Potenzial: als Moment, das die Artikulation von Trauer möglich macht. Fortan geht es dir und mir um die Kontinuität, um das, was wir gemeinsam weiterentwickeln können.

Diese Kontinuitäten – die Frauengeschichte und diejenigen Geschichten, die Frauen machen – sind unsere Politik des Kümmerns. Wie einfach sagen wir heute «I don't give a sh\*\*\*!». Das ist unsere Zersiedlung, unser Wegschauen, unser uns nicht kümmern umeinander! Was ich als Frau aber will, ist, die Zusammenhänge zu verstehen: Mich interessiert die je einzelne Frau – in ihrer Geschichte, in ihrem Netz von Beziehungen. Und um diese zu verstehen, muss ich die Strukturen kennen, die ihr Dasein ermöglichen oder verunmöglichen. Dazu hat mir Tove Soiland Begriffe gegeben, dank denen ich frei denken und laut sprechen kann. Es ist die Freiheit der grossen Worte: Ich denke nach über den Staat, über die Ökonomie und über die Politik. Vor allem aber auch über *den* Feminismus und *die* Frau. Und zwar ohne Vorzeichen, ohne präzisierende Adjektive und ohne Erweiterung durch Sternchen oder Underline. Ich will keinen politisch korrekten, szenetauglichen Feminismus, der niemandem mehr weh tut. Ich will keinen durchlässigen, fluiden Feminismus, der wahlweise antikapitalistisch, antirassistisch oder postmigrantisch ist, oder am besten alles zusammen. Ich will einen Feminismus, der die Debatten prägt. Ich will einen störenden, störrischen Feminismus, der die grossen Begriffe für sich reklamiert. Ich will eine feministische Ökonomie, eine feministische Bildung, eine feministische

Politik und eine feministische Gesellschaft! Ich will einen Feminismus, der um die Deutung der Gegenwart ringt – so, wie es Tove Soiland tut.

Ich erlebe Tove Soiland als eine Frau, die überall, wo sie hinkommt, eine feministische Debatte anstösst – und so Öffentlichkeit schafft. In marxistischen Kreisen behauptete sie die feministische Kritik, in queeren Szenen thematisiert sie die neoliberale Passförmigkeit von Geschlecht und in Gewerkschaftskreisen spricht sie über psychoanalytische feministische Ansätze. Sie tut dies immer zusammen mit Frauen. Sie hört geduldig zu und erklärt unermüdlich. Sie ist ruhig, immer neugierig, ernsthaft und vehement. Und indem sie so mit uns zusammen um die Deutung der Gegenwart ringt, arbeitet sie an unserer Zukunft. Und darum verdient sie den Ida Somazzi-Preis 2016, 50 Jahre nach der ersten Verleihung des Preises.

Zürich, im Mai 2016

Dolores Zoé Bertschinger